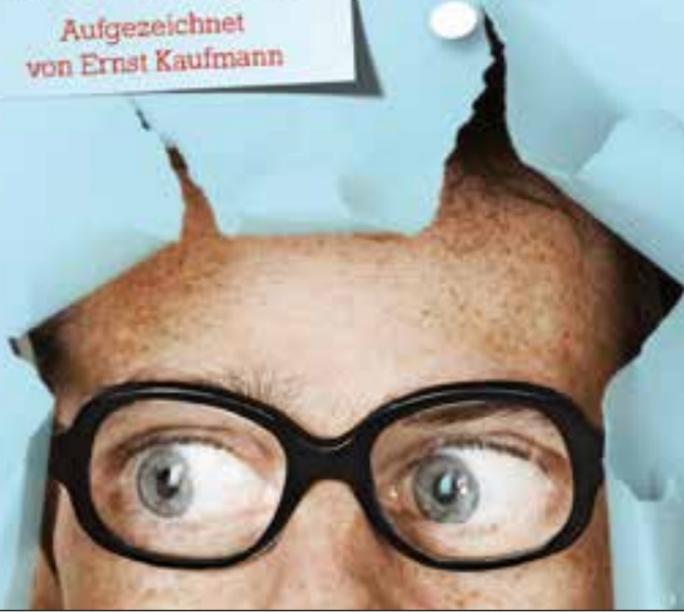


Arnold Rubel

ICH BIN
VIELLEICHT
VERRÜCKT,
ABER
NICHT
BLÖD!

Die irren Erlebnisse
eines Pflegers
in der Psychiatrie

Aufgezeichnet
von Ernst Kaufmann



Arnold Rubel

**ICH BIN
VIELLEICHT
VERRÜCKT,
ABER NICHT
BLÖD!**

Die irren Erlebnisse eines Pflegers
in der Psychiatrie

Aufgezeichnet von Ernst Kaufmann

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

*Wenn jemand sagt:
»Eine Stimme spricht zu mir«,
ist er entweder ein Heiliger
oder ein Patient, was aber
manchmal das Gleiche ist.*

Inhalt

Arnolds Geschichten	7
1. Der Tag, an dem alles begann	8
2. Pompe funèbre: Ein Begräbnis macht noch keine Leich	17
3. Milenas Weihnachtsüberraschung	25
4. Rostock	33
5. Ein Stück Natur	42
6. Die Party des Baumeisters	54
7. Ein Tag mit Tante Rosa	66
8. Bastelstunde oder Begegnung mit Doktor Griesinger	75
9. Bungee-Jumping oder hoch sieht von oben anders aus	84
10. Kollisionen	95
11. San Francisco	104
12. Ballzeit	114
13. Tage des Streits	130
14. Tante Rosas Klavier oder wenn Engel singen	140
15. »... oder Sie können mich mal«	149
16. Die Wahrsagerin von der Ergotherapie	161
17. Therapie mit Lift	172
18. Zwischen Leben und Tod	179
19. Guter Rat ist teuer	190
20. Schicksal in Unter-Hartenbach	199
21. Abschied mit Fahnenträger	210
22. Der Neue aus Wien	216
23. Schach	224



Arnolds Geschichten

Manches im Leben und Umfeld eines Menschen ist von außen betrachtet eigentlich ganz unauffällig, scheint aber dann bei genauerem Hinsehen doch eine seltsame Fügung zu sein. Zu diesen mir unerklärlichen Dingen gehört, dass sich viele meiner treuen Weggefährten beruflich mit kranken, unzugänglichen und oft eigentümlichen Menschen beschäftigen – sie sind Krankenschwestern oder Pfleger in psychiatrischen Krankenhäusern.

Diese eindeutige Gewichtung meines Freundeskreises könnte natürlich nur ein reiner Zufall sein oder vielleicht sogar auf eigene, verborgene Störungen hinweisen. Vermutlich ziehe ich derartige Menschen aber deshalb an, weil mich menschliche Abgründe und die dazugehörigen unglaublichen Geschichten schon immer fasziniert haben.

Einer meiner längsten und treuesten Freunde ist Arnold, der auch immer gerne seine Erlebnisse mit mir teilt. Eines Tages begann ich, die Begebenheiten aus seinem Alltag auf der Psychiatrie aufzuzeichnen. Die Anekdoten erwiesen sich als wahrer Glücksfall, denn die haarsträubenden, schrägen oder auch zauberhaften Geschichten erzählen nicht nur von meist liebenswerten Menschen, sondern oft mehr von der unglaublichen Hilflosigkeit von uns sogenannten Normalen.

Betrachtet man die Erlebnisse im Pflegedienst genauer, beginnt man ein starkes Mitgefühl für die zu empfinden, die am Rande der Vernunft leben – konsequent in ihren irrationalen Zielen, unmittelbar in ihren Emotionen und selbstbewusst in ihrer Schwäche.

Vielleicht entdecken wir ja zwischen den Zeilen mit großem Spaß, dass so manche der scheinbar absurden Zwänge auch ein klein wenig in uns allen stecken. Denn offen gesagt, sehe ich außerhalb der psychiatrischen Einrichtungen mindestens genauso viele seltsame Menschen wie innerhalb – mich nicht ausgenommen.

Ernst Kaufmann

Der Tag, an dem alles begann

In den Gängen des psychiatrischen Krankenhauses war es nachts fast ganz dunkel. Nur oberhalb der Kreuzungen mit den Stiegenhäusern und dem Eingang zum Speisesaal brannten grünliche Neonleuchten, die ein seltsam irreales Licht auf den grauen Steinboden und die mit hellgelber Kautschukfarbe gestrichenen Wände warfen.

Der schwedische Film *Nachtwache* fiel mir ein, als ich durch den plötzlichen Lärm aufgeschreckt aus dem Dienstzimmer des Personals heraus und in Richtung des einsetzenden Tumults am unteren Ende des schier endlosen Hauptganges hetzte.

Ich war der neue Pfleger der Abteilung und hatte an diesem Abend meinen ersten Nachtdienst auf der Station angetreten. Also, um es ganz genau zu sagen, nicht nur auf dieser Station, denn nach Abschluss meiner Ausbildung zum psychiatrischen Krankenpfleger war dies meine erste richtige Stelle überhaupt.

Die Geräusche verdichteten sich am Ende des Flurs, und noch bevor ich um die Ecke bog, hörte ich bereits aus dem unmittelbaren Seitengang aufgeregte Stimmen, die nun auch zu verstehen waren.

»Toni, Toni mach auf!«, rief ein Mann und hämmerte dazu wie wild an eine Türe, die offenbar versperrt war. »Er muss da drinnen sein, er ist ja sonst nirgends zu finden!«

Dazwischen sang eine Frauenstimme leise vor sich hin.

»Der Anton, der Anton, der gibt kein Ton, gibt gar kein Ton ...«, klang die Fistelstimme zu einer disharmonischen Melodie.

»Was ist denn?«, rief ich, während ich mich im Laufschrift näherte. Meine Stimme hallte vom hinteren Ende des sonst leeren Gangs überlaut zurück. Das hatte eine momentane und absolute Stille zur Folge, die mich nun tatsächlich fast erschreckte. Die vier Patienten, die vor der Tür standen, drei Männer und eine ältere Frau, die den Mund vom letzten gesungenen Ton noch offen hielt, standen wie Wachfiguren und starrten in meine Richtung. Der große, ungeschlachte Mann, der etwas seitlich stand, hob wie in Zeitlupe seine schaufelartig große Hand beschwörend in Richtung der verschlossenen Tür der Kammer, in der der Putztrupp seine Utensilien verstaute.

»Nix mehr«, sagte er dazu mit der eigenartig hohen Stimme eines Kindes, »nix mehr vom Toni ...«

Der kleine, etwa vierzigjährige Patient, der zuerst an die Türe gehämmert hatte, löste sich aus der Gruppe und machte einen Schritt auf mich zu.

»Gestatten Sie, Paul«, sagte er fast freudig und machte einen unmerklichen Diener dazu. »Paul heiße ich.«

»Arnold«, entgegnete ich und wusste im selben Moment, dass ich mich vollkommen blöde verhielt. Ich rüttelte an der Türklinke – versperrt.

»Herr Anton, machen S' doch auf!« Ich klopfte dabei nochmals kräftig, obwohl ich weder wusste, ob der Patient Anton hieß, noch, ob er überhaupt in der Besenkammer war. Ich fingerte meinen Zentralschlüssel vom Bund, sperrte auf und drückte energisch auf die Klinke der verzogenen, klemmenden Türe. Sie sprang mit einem quietschenden Laut auf.

Durch die Öffnung fiel nun etwas Licht in den sonst völlig schwarzen Raum. Sofort drängten sich die vier Patienten zur Türe und steckten ihre Köpfe hinter mir in den Raum. Wir blickten zunächst alle etwas verwirrt umher, dann sprang Entsetzen in unsere Augen. Die Szenerie, die sich uns bot, wirkte unheimlich, fast gespenstisch.

Als Erste fing sich die dickliche, ältere Frau mit den aufgelösten Haaren, die vorher gesungen hatte. Sie lachte kurz und schrill auf.

»Der Anton, der gibt kein Ton.« Dabei gingen ihre Augen rasch hin und her und sie leckte sich die Lippen.

In dem schmalen Lichtstreifen, der durch die Türe auf den Boden fiel, lag ein Stuhl, daneben stand ein alter, ausgetretener Pantoffel. Knapp darüber baumelten zwei nackte Füße eines Mannes. Auf einem der Füße hing noch der zweite Pantoffel.

»Ich hab's euch gesagt. Er war nicht am Klo vorm Bettgehen«, brach Paul das Schweigen und auch seine Stimme war jetzt voll Entsetzen.

Der Riese mit den Schaufelhänden nahm den jungen Mann, der die ganze Zeit als Vierter still dabeigestanden hatte, an der Schulter und zog ihn auf den Gang hinaus.

»Nix schauen«, sagte er dabei mit seiner Kinderstimme. »Nix gut für Seele ...«

Ich griff an die Beine des Hängenden, sie waren eiskalt und auch der Blick nach oben in die offenen, trüben Augen ließ keine Zweifel offen – der Mann war tot.

»Sind sie kalt, sind sie kalt?« Die schrille Stimme der Frau überschlug sich fast.

»Bitte gehen Sie in Ihre Zimmer, ich rufe den Arzt und die Polizei«, sagte ich und versuchte gleichzeitig, meinen aufsteigenden Ekel zu bekämpfen.

»Gestatten Sie, Paul«, sagte Paul und streckte mir jetzt auch die Hand hin. »Paul heiße ich.«

»Ja, schon gut.« Ich schob die beiden, die noch in dem Raum standen, ebenfalls zur Türe hinaus und blockierte den Zugang zur Besenkammer. Die vier Patienten trotteten den Seitengang hinunter in Richtung der Zimmer.

»Aufg'hängt, mein Gott, aufg'hängt hat er sich«, jammerte Paul dabei mit weinerlichem Ton vor sich hin. »Dabei hätt' er bald nach Hause gehen können.«

»Der Himmelvater war's«, sagte die Frau.

»Aber ich hab es gewusst, ich hab's euch immer gesagt – er hat Angst g'habt vor dem Draußen.«

»Der Himmelvater war's, hab ich g'sagt, hörst du nicht?«

»Lass mich in Ruhe.«

»Ach so, der Herr will's nicht wissen. Der Herr glaubt wohl an gar nichts.« Die Frau begann trotz ihrer Leibesfülle hin und her zu tänzeln. »Kalt ist er, der Anton, und gibt kein Ton ...«

»Jetzt halt einmal deine beschissene Goschen!« Paul war ansatzlos in einen herrischen, überlauten Ton verfallen. »Sonst häng ich dich gleich daneben.«

Die Stimmen verschwanden im Korridor. Ich rief über mein Diensthandy den Notarzt der Abteilung an und ersuchte ihn, auch die Behörden zu verständigen, denn mir fehlte im Moment einfach die Kraft dazu. Dann ging ich zurück in die Kammer, stellte den Stuhl auf und blickte an dem Erhängten hinauf. Er war mein erster Toter, der mich so unmittelbar traf. Nicht einmal meinen Großvater hatte ich mir im Sterbezimmer des Spitals angesehen, nachdem er vor drei Jahren verstorben war. Und nun hatte mich ein Unbekannter überrascht, dessen Anblick mich aber irgendwie magnetisch anzog. Ob sich jetzt was ändert für dich, überlegte ich nachdenklich. Durch ein Geräusch irritiert, schaute ich zur Türe, die hinter mir offen geblieben war. Im Türrahmen stand ein älterer, grauhaariger Mann in einem Arztkittel.

»Sebastian«, sagte er und streckte mir die Hand entgegen, »der diensthabende Arzt. Und Sie sind sicher der neue Pfleger?«

Ich nickte betreten. Sebastian hatte struppige Haare, einen Stoppelbart und roch empfindlich nach Alkohol. Er blickte auf den Toten, seine Augen wirkten müde.

»Na, holen wir ihn herunter ...«, sagte er mit gespielter Routine. Trotzdem klang auch seine Stimme etwas unsicher.

*

Zwei Stunden später, die Polizei hatte den Fall aufgenommen und die Gerichtsmedizin die Leiche abgeholt, saß ich bei Sebastian im Arztzimmer. Meinen restlichen Dienst hatte ein Kollege von der Nebenabteilung übernommen, damit ich mich von dem Schock erholen könne. Sebastian nahm zwei Gläser und eine Flasche billigen Brandy aus seinem Schreibtisch, kam damit herüber zu mir und goss ein.

»Jetzt trinken wir einmal einen gegen den Schock und einen zum Einstand«, sagte er dabei mit einer echten Freude in der Stimme. Wahrscheinlich weil er einen offiziellen Grund zum Trinken hatte. Und noch einen zum Einschlafen und einen zum Aufwachen und dann noch einen, dachte ich still bei mir.

»Sollten wir nicht lieber ...«, versuchte ich dem Gelage zu entkommen.

»Heute Nacht passiert sicher nichts mehr. Wir haben hier nur immer einen Toten pro Dienst.« Er lachte über seinen derben Scherz.

Ich wollte ihm keinen Korb geben und mich auch nicht sofort als Antialkoholiker outen, der ich eigentlich war, also schüttete ich das grauenhafte Zeug hinunter. Pfleger in der Psychiatrie müssen schließlich etwas vertragen, eben echte Männer sein.

Als es dämmerte, ließ mich Sebastian endlich aus seinen Krallen. Aus den beiden Gläsern für den Schock und den Einstand waren inzwischen vier geworden – für mich, denn er hatte sechs oder sieben, glaube ich, und war nach der Verabschiedung auch eingeschlafen, noch bevor ich sein Zimmer verlassen hatte.

Am Gang atmete ich tief durch, mir war etwas schummrig zumute und ich hoffte, Sylvie, die beste Ehefrau von allen, würde nicht allzu viel merken. Ich nahm mir vor, den Geruch als ein neues Desinfektionsmittel zu erklären.

»Herr Arnold«, die Stimme kam von hinter mir. Ich drehte mich um und erkannte den Leiter des Pflegedienstes, der soeben in das Krankenhaus gekommen sein musste. »Na, das war ja ein Einstand, gleich so eine Nacht. Jetzt kommen Sie einmal zu mir herein ...«

Er fasste mich an der Schulter und schob mich ein Stück den Flur hinunter in sein Büro, das in unserem Pavillon untergebracht war. Während er seine Jacke auszog und in seinen Arbeitsmantel schlüpfte, ging er zum Wandregal und öffnete eine Klapptür. Dahinter verbarg sich eine kleine Bar, aus der er eine Flasche Cognac und zwei Schwenker nahm.

»Jetzt gibt es einmal was Gutes, zum Verdauen der Nacht«, sagte er dabei. »Normalerweise trinken wir auf der Station während des Dienstes nicht, ist ja eigentlich auch strengstens verboten, aber für derartige Ausnahmen habe ich immer einen kleinen Vorrat.« Er schenkte mir ein und prostete mir zu.

Was soll ich nur machen, dachte ich, während ich das Zeug in mich hineingoss. Durch meinen jahrelangen Verzicht vollkommen unerfahren mit Hochprozentigem, hoffte ich, es würde sich im Körper schon gleichmäßig verteilen, ohne mir übermäßig Stress oder Übelkeit zu bereiten.

»Es geht schon, ich muss dann aber wirklich gehen«, sagte ich nach dem zweiten gut gefüllten Schwenker mit langsamer, bedächtiger Stimme. Einerseits wollte ich damit zeigen, dass ich derartige Vorfälle locker wegstecken konnte, zum anderen ging es einfach nicht schneller, wollte ich nicht die Kontrolle über mein Sprechorgan verlieren.

Er trank noch schnell einen Kleinen, nur zum »D'rüberstreuen«, wie er betonte, immerhin war es erst halb sieben Uhr morgens, dann entließ er mich mit den besten Wünschen auf einen geruh-samen freien Tag.

Draußen im Hausflur kam mir eine Frau mit hektischen Schritten entgegen und hob beide Hände hoch, als sie mich entdeckte.

»Endlich, Herr Arnold, ich suche Sie schon im ganzen Haus.«

»Aha«, entgegnete ich und glaubte die Sekretärin unseres Primararztes zu erkennen, die meine Anstellungspapiere ausgestellt hatte. »Was kann ich ...?«

»Unser Chef möchte Sie noch kurz sprechen«, sie nahm meinen Arm und zog mich die Treppe ins nächste Geschoss hinauf. »Na,

Sie Armer! Das ist vielleicht ein Beginn! Bekommen Sie jetzt nur keinen falschen Eindruck von unserer Station, normalerweise ist es hier ruhig und die Patienten sind alle sehr nett. Ich bin ja auch noch nicht so lange da, aber ich hab so etwas noch nie ...«

So ging es weiter, die ganze Treppe hoch und den ganzen Korridor entlang. Ich blendete die Stimme einfach aus, was mir nicht schwerfiel, denn ich musste höllisch auf die Stufen achten, die hier anscheinend ganz unterschiedliche Höhen hatten.

Das Büro des Chefarztes kannte ich bereits; es war ein schmuckloser, unsympathischer Raum mit den typischen, alten Krankenhausesmöbeln. Der Chef selbst, ein etwa 50-jähriger dicker Herr mit einer Stirnglatze und einem grauen Haarkranz, trug ein weißes Hemd mit einer unmodernen Streifenkrawatte und darüber den üblichen weißen Ärztekittel mit einigen Kugelschreibern in der Brusttasche.

»Ja, normalerweise bin ich nur für die Ärzte zuständig, denn ihr Chef ist ja der Pflegedirektor. Ja, aber in so einem Ausnahmefall, da wollte ich trotzdem gerne mit Ihnen kurz sprechen ...«, meinte er, während er in einer Lade kramte. »Ja, ob alles in Ordnung ist und so.«

»Danke, es geht schon.«

»Ja, wo Sie doch erst gekommen sind und sich noch gar nicht einleben konnten«, wiegte er den Kopf. »Ja, und dann gleich so ein Erlebnis – furchtbar nicht?«

»Ist schon gut, Herr Professor, jeder geht eben seinen Weg.« Was sag ich denn da?, dachte ich bei mir.

»Ja, ja! Aber bitter ist es trotzdem. Wie geht es Ihnen denn jetzt?«

»Ich weiß nicht? Gut, denke ich.« Ich bemühte mich, ganz korrekt zu wirken und mich gerade zu halten, obwohl mir allmählich ziemlich schwindlig zu werden begann.

»Ja, aber Sie sehen ja aus, als ob Sie einen Stock verschluckt hätten, so sitzt Ihnen der Schreck noch in den Knochen.« Er war mit dem Kramen in der Lade fertig und hob mit einem freundlichen

Seitenblick auf mich eine Whiskey-Flasche hoch. »Ja, dann schauen wir einmal, dass wir Sie ein wenig lockerer bekommen ...« Er schenkte ein, diesmal nur mir.

»Für mich ist es noch zu früh«, meinte er entschuldigend.

»Für mich auch«, versuchte ich abzulehnen.

»Ja, ja, ich weiß, es ist verboten und soll auch nicht zur Gewohnheit werden. Aber jetzt einmal hinunter damit, junger Freund, ja und dann möchte ich einmal sehen, ob es Ihnen nicht gleich viel besser geht.«

Widerstandslos kippte ich das Glas. Seine wiederholten *Jas* zerrten an meinen Nerven.

»Ja, zwölf Jahre alt, das bringt etwas in Bewegung, wenn man das so salopp formulieren darf.«

Zwölf? Ich bin sechsundzwanzig, wollte ich eigentlich darauf sagen, hielt es aber zurück, da ich nicht mehr ganz sicher war, ob dies die passende Bemerkung gewesen wäre.

Nach einem weiteren Glas vom Zwölfjährigen entließ er mich. Ich schaffte es gerade noch bis zur Toilette, wo die bunte Mischung aus billigem Brandy, französischem Cognac und dem alten Whiskey spontan aus mir hinausdrängte. Ich fühlte mich so, wie die braune Brühe roch. Die Klomuschel drehte sich immer wieder von mir weg, manchmal hatte ich das Gefühl, sie wäre über mir. Wie ich nun nach Hause kommen sollte, obwohl ich es nicht einmal ohne Mühe schaffte, von den Knien hochzukommen, war mir schleierhaft.

Schwer an der Wand tastend – nun verstand ich, warum diese mit leicht abwaschbarer Kautschukfarbe gestrichen war –, schleppte ich mich tapfer bis zum Ausgang. Die anderen Schwestern und Pfleger kannten mich noch nicht und hielten mich sicherlich für einen alkoholkranken Patienten auf Morgenspaziergang. Einige von ihnen klopfen mir sogar freundschaftlich auf die Schulter und gaben mir den Rat, mein Zimmer aufzusuchen. Vor dem Spital gab es einen Taxistandplatz; der dritte Fahrer nahm sich schließlich ein Herz und ließ mich einsteigen.

So endete der erste Tag in meinem Traumjob mit dem Vollrausch eines erklärten Antialkoholikers. Viele Selbstmörder würde ich beruflich nicht ertragen können, das stand nach dieser Nacht fest. Zu meinem Glück war Sylvie zu Hause, denn ich hatte meine Jacke mit Geld und Ausweisen in der Garderobe des Spitals hängen lassen. So musste sie im Morgenmantel auf die Straße herunterkommen und ihren schwer betrunkenen Mann auslösen. Sylvie hatte keine wirklich große Freude mit der ganzen Sache, das konnte ich trotz meines Zustandes noch erkennen.

»Sind S' trotzdem nett zu ihm«, sagte der Taxler leise und beschwichtigend zu ihr, »ich weiß ja nicht, was los war, aber Ihr Mann hat d'letzte Nacht sogar oben in der Psychiatrie verbringen müss'n ...«

Er wusste nicht, wie recht er damit hatte.

**Pompe funèbre:
Ein Begräbnis macht
noch keine Leich**

Die Wolken standen dicht an dicht und es setzte der erste Regen ein – Wien hüllte sich in Grau an diesem frühen Novembernachmittag. Auf den Steinsockeln der Gräber am Wiener Zentralfriedhof, der größten Bestattungsstelle Europas, begannen schon kleine Pfützen zu stehen und die Krähen plusterten ihr Gefieder auf, zogen den Kopf ein wenig tiefer und richteten sich auf eine ungemütlich feuchte Nacht ein.

Über einer der Hauptstraßen, die das riesige Areal durchzogen, kam gemessenen Schritts ein Leichenzug und bog in einen Seitenweg ein. Er kam nicht von der Aufbahrungshalle, denn diese lag genau am anderen Ende der Straße, aber wer wusste schon so genau, wie das Bestattungsunternehmen die Wegstrecke festgelegt hatte, wer abzuholen war oder ob ein bestimmtes Ritual erfüllt werden musste. Am Zentralfriedhof ist man jedem Sonderwunsch und allen Konfessionen aufgeschlossen.

Das einzige Auffallende war, dass der schmale Sarg auf dem Transportwägelchen nur von zwei Sargträgern geführt wurde, anstatt von vier, wie es normalerweise üblich gewesen wäre, und dass der Leichenzug dahinter auch nur aus drei Personen bestand. Dennoch nahm keiner der vorübereilenden Friedhofsbesucher dies tatsächlich wahr, denn die Schirme waren aufgespannt, die Mantelkrägen hochgeschlagen und außer den prachtvollen Promibestattungen und den Staatsbegräbnissen gab es hier auch viele stille Heimgehungen und sogar einige wirkliche Armengräber.

Außerdem erledigte der große der beiden Sargträger, der mit den wuchtigen Pranken, die Arbeit notfalls sicher auch alleine.

Auf dem Sarg, der mit einem schwarzen Tuch abgedeckt war, thronte ein schwarzes, leeres Drahtgestell. Auch sonst gab es keinen Schmuck, keine Schleife und auch keine Blumen oder Gestecke. Die Teilnehmer an dieser kargen Prozession hatten die Köpfe gesenkt und gingen mit ernsten Gesichtern – und sie kamen geradewegs auf mich zu.

Wie angewurzelt stand ich am Rand des Seitenwegs, halb verdeckt durch die Kopfsteine der schier endlosen Grabreihe, und blickte entgeistert auf den kuriosen Zug. Ich hätte es nicht geglaubt, würde ich es nicht mit eigenen Augen gesehen haben. Den kleinen Kranz aus weißen Nelken hatte ich noch immer in der Hand.

*

Der Morgen des Tages war eigentlich wie immer gewesen. Ich verschief, wie leider oft in der letzten Zeit, da mich die vielen Nachtdienste – in der Grippezeit vermehrten sie sich für die noch Gesunden drastisch – ziemlich schlauchten. (Der Wiener Ausdruck für den morgendlich lustlosen Zustand des Nicht-wollen-aber-leider-doch-Müssen.)

Sylvie weckte mich mehrmals sanft und als dies keinen Erfolg brachte, riss sie mir einfach die Decke weg mit der Drohung, sie würde mich auf der Stelle verlassen, wenn ich nicht aufstünde.

»Habe ich dann wenigstens meine Ruhe?«, knurrte ich, was sie mit einem Grinsen überhörte. Sie hatte gut reden, dachte ich, war sie doch ein ausgesprochener Morgenmensch. Um halb sechs Uhr früh nicht nur wach, sondern auch fröhlich zu sein überstieg meine Vorstellungskraft bei Weitem. Darin war sie das genaue Gegenstück von mir – so hatte ich mir den Satz des Standesbeamten »aus zwei Hälften werde ein Ganzes« bei der Trauung nicht vorgestellt.

Eine halbe Stunde später saß ich, nach zwei Tassen Kaffee und Schnittlauchbrot, im Bus und fuhr zur Arbeit. Eigentlich wäre es mein freier Tag gewesen, aber aufgrund der Unterbesetzung auf der Station musste ich vormittags Dienst tun. Wenigstens nur bis zwölf, dachte ich und schaute auf die Uhr. Sie zeigte noch gnadenlos zehn vor sieben.

*

Der Dienst war eigentlich recht angenehm; wir hatten nur einen Neuzugang, der freiwillig gekommen war, auf die Untersuchung bei einem unserer Psychiater wartete und keine Probleme machte. Bis mittags um halb zwölf ging es also locker dahin. Ich war in Gedanken schon am Nachhauseweg, da geschah etwas Merkwürdiges.

»Arni«, rief Schwester Melanie nach mir. So nannte man mich mittlerweile, denn auf der Station waren die meisten vom Pflegepersonal per Du und auch der Ton zwischen uns war sehr familiär.

»Bitte?«

»Kannst du einmal schauen, da ist ein Lieferant beim Portier mit einem Paket für den Braunsteiner.«

»Du meinst den Patienten?« Ich wunderte mich, denn normalerweise bekamen unsere Patienten keine Pakete.

»Ja!«

Ich fuhr kopfschüttelnd hinunter zur Pforte. Dort stand tatsächlich ein Mann von einem Kurierdienst mit einer großen, braunen Kartonschachtel. Er diskutierte gerade mit unserem Pförtner, der bereits ungeduldig mit der Hand wedelte, da der Kombi des Boten die Einfahrt blockierte.

»Endlich«, sagte er, als ich nach dem Paket fragte. »Ich muss hier dringend wegfahren. Sind Sie Herr Franz Braunsteiner?«

»Nein, aber ich kann das übernehmen, er ist unser Patient. Ich leite es dann gleich weiter.«

Er schob mir eilig die Schachtel und einen Stift hinüber, ich quittierte den Empfang und fort war er. Ich ging zurück zum Lift und wog das Paket in der Hand. Ziemlich leicht für die Größe, dachte ich und öffnete den Deckel, der die Aufschrift einer Blumenhandlung trug und nur mit einem Klebband auf einer der Seiten fixiert war. Ein Kranz!?! In dem Karton lag ein kleiner Kranz, gesteckt aus weißen Nelken.

»Der Braunsteiner hat einen Kranz bestellt, was macht er denn damit?«, wollte ich von Melanie wissen.

»Einen Kranz?«

»Ja, aus lauter weißen Nelken.«

»Der wird aber verwelken, denn der Braunsteiner ist heute nicht da.«

»Hätte er denn nicht Gruppengespräch?«

»Ja schon, aber er ist nicht gekommen. Heut ist anscheinend überhaupt Ausgehtag, den Alex haben wir auch schon gesucht, aber der versteckt sich sicher wieder wo. Du musst den Kranz eben einwässern.«

Melanie machte sich anscheinend nicht weiter Gedanken darüber und verschwand im Aufenthaltsraum. Wir waren eine offene Station für minderschwere Fälle und Menschen, die, wenn sie medikamentös gut eingestellt waren, ein fast normales Leben führen konnten und – abgesehen von ihren Ticks und Zicken – nicht weiter auffällig waren. Einige arbeiteten tagsüber und kamen nur zum Schlafen ins Krankenhaus, andere wiederum wohnten in sozialen Einrichtungen und kamen dafür tagsüber auf die Station, um ihre Therapien zu absolvieren oder um einfach Gesellschaft zu haben. So ein Tagespatient war auch Herr Braunsteiner.

Es wunderte also niemanden, wenn er einmal ausblieb – er war wahrscheinlich anderweitig beschäftigt. Nicht so bei Alex, unserem Riesen mit der Fistelstimme, der war stationär, aber durch sein kindliches Gemüt spielte er gerne Verstecken, saß oft stundenlang in einem der Abstellräume und wartete geduldig, bis wir ihn fanden.

Trotzdem machte mich die Sache stutzig und unruhig. Der Schock meiner ersten Nacht auf der Station fiel mir wieder ein – war der Braunsteiner am Ende auch suizidgefährdet und war der Kranz für seine eigene Aufbahrung gedacht? Ich stellte den Karton auf einen Tisch im Bereitschaftszimmer, nahm den Kranz heraus und fand darunterliegend ein Kuvert. Es war ein Lieferschein der Blumenhandlung, auf dem zwar oben der Name und die Adresse des Krankenhauses standen, darunter jedoch, etwas kleiner und vorher durch den Kranz verdeckt, die Zeile: Lieferung Zentralfriedhof – Tor 3. Das hatte der Botendienst offensichtlich übersehen und das Paket irrtümlich zu uns ins Krankenhaus geliefert.

Mir kam das ziemlich eigenartig vor. Der Braunsteiner war nicht da und hatte überdies für heute einen Kranz zur Lieferung auf den Zentralfriedhof bestellt? Ich beschloss, ohne viel Aufhebens auf der Station zu machen, zum Friedhof zu fahren – ich war nachmittags sowieso dienstfrei.

*

Und nun, nachdem mich das Taxi bei Tor 3 ausgeladen hatte und ich ziellos durch den Friedhof geirrt war, traf mich unvermutet der Anblick des in den Seitenweg einbiegenden Leichenzuges. Vorneweg ging riesig Alex, daneben ein schwächlicher junger Mann, den ich nicht kannte. Die beiden schoben den Wagen mit dem Sarg darauf. Dahinter der Franz Braunsteiner, eingehängt in eine ältere Frau – ich erinnerte mich dunkel, sie schon einmal auf einer anderen Station des Krankenhauses gesehen zu haben. Als Letzter des Zugs, wie das fünfte Rad am Wagen, schritt Paul. Fassungslos schaute ich die Prozession an.

Der Braunsteiner hatte mich gesehen, löste sich aus der Gruppe, kam zu mir an die Seite.

»Das freut mich, Herr Arnold, dass Sie auch hier sind.« Er zeigte auf den Kranz, den ich noch immer hielt. »Ist er doch noch gekommen!«

»Er wurde auf der Station für Sie abgegeben ...«, sagte ich verdattert.

»Ach, diese Lieferfirmen«, meinte er nur und verdrehte die Augen. Dann nahm er den Kranz, ging zurück zum Leichenzug und steckte das Blumenarrangement auf das Drahtgestell am Sarg.

Der Zug war stehen geblieben und alle nickten freudig dankend zu mir herüber. Nun war die Trauerprozession anscheinend erst komplett. Ich hatte mich einigermaßen gefangen und ging zu der stehenden Gruppe. Braunsteiner deutete nach hinten.

»Schließen Sie sich an«, meinte er freundlich.

»Das werde ich nicht tun«, antwortete ich eindringlich und senkte meine Stimme, da die Vorübergehenden bereits schauten, was denn mit diesem Trauerzug los sei. »Können Sie mir bitte sagen, was Sie hier tun?«

»Wir suchen ein frisches Grab, um unsere Krankheiten einzugrabern«, sagte er ernst.

»Waaas?« Ich traute meinen Ohren nicht.

Alex, unser Riese, kam zu mir und rieb sich die Hände.

»Nix mehr krank, wir machen alles wieder gut.« Seine hohe Kinderstimme überschlug sich fast vor Freude.

»Schon gut«, beschwichtigte ihn Braunsteiner, dann deutete er auf den Sarg und sie schoben den Wagen zwischen zwei größere Gräber, um etwas vor den Blicken der anderen Friedhofsbesucher geschützt zu sein. Er wendete sich wieder an mich. »Schauen Sie, ich zeig es Ihnen.«

Er nahm einen zusammengelegten Zettel aus seiner Tasche und faltete ihn auf. Es war ein kleines Plakat von einem Fortbildungsvortrag für Krankenpfleger und angehende Ärzte, mit dem ein prominenter Psychotherapeut einige Wochen zuvor bei uns im Spital war. Ich hatte den Aushang im Vorübergehen auch überflogen, dem Text aber keine nähere Beachtung geschenkt. Es ging darin um neue Techniken der Gesprächsführung, die mich nicht sonderlich interessierten. Unter dem Text mit der Ankündigung

standen fett gedruckt noch zwei Zeilen, auf die Braunsteiner deutete. Dort stand:

*Alte Probleme begraben heißt
offen sein für neue Wege!*

»Und das möchten wir ja auch.« Braunsteiner klang feierlich. Er zog das schwarze Tuch von dem Sarg, der sich jetzt nur als eine längliche Kiste entpuppte, und schob den Deckel zur Seite. Ein ungeordneter Haufen Papier kam zum Vorschein.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Alle unsere Befunde ...«

»Weg mit krank«, freute sich auch Alex hinter mir.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis ich es geschafft hatte, Braunsteiner und den anderen die Zeile zu erklären. Dann stellten wir das heimlich »ausgeborgte« Sargwägelchen mit Decke und Kiste zurück hinter die Aufbahrungshalle. Braunsteiner und die Frau, die sich nun als eine Patientin aus der Nebenstation vorstellte, packten die Befunde wieder in die Plastiktüten, in denen sie sie gebracht hatten, und wir machten uns gemeinsam auf den Weg Richtung Ausgang zur Straßenbahn. Davor nahmen sie mir noch das Versprechen ab, niemandem davon zu erzählen, das ich ihnen gerne gab.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, bedankte sich Braunsteiner und alle nickten. »Sonst halten uns die anderen am Ende noch für verrückt.«

Nachdem es langsam zu dämmern begann, drängte Braunsteiner dringend zu raschem Gang, denn er wollte noch vor Einbruch der Dunkelheit in seiner Wohngemeinschaft, einer sozialen Einrichtung unweit der Klinik, ankommen. Er hatte Angst vor der Dunkelheit, Achluophobie in der Fachsprache, und vermied es nach Einbruch der Nacht außerhalb seiner hell erleuchteten Räume zu sein.

In der Straßenbahn kam Paul auf mich zu, er hatte die ganze Zeit über noch keinen Ton gesagt, und drückte mir die Hand.

»Gestatten Sie, Paul«, sagte er und war anscheinend schon wieder recht guter Dinge. »Paul heiÙe ich.«

Nur unser Riese Alex schaute zum Fenster hinaus auf den Friedhof, der langsam unseren Blicken entschwand, und weinte.